

Südafrikanische Briefe.

Stellung zum uNkulunkulu ein wie unsere Heiligen Gott gegenüber; doch, wie jedes, so hinkt auch dieses Gleichnis.

Anderseits sind diese amadhlozi eine recht menschliche Gesellschaft. Sie bekommen Hunger und Durst, und dieser Hunger und Durst muß mit Opferfleisch und Opfervier gestillt werden. Sie sind wohlwollend, und noch öfter böshaft (während dem uNkulunkulu nie Bösheit zugetraut wird), umso mehr Grund, ihnen fleißig zu opfern, um sie bei gutem Humor zu erhalten. Gelegentlich schlafen sie, weshalb der Kraalherr in Ausübung seines Priesteramtes in der Not, z. B. in der schweren Stunde einer seiner Frauen, zu dem Mittel greift, „die Hütte zu schlagen“, sei es mit den Füßen oder mit einem Stod, und zwar in ihrem ganzen Umkreis, um so die Herren und Frauen amadhlozi aus dem Schlafe aufzurütteln. Sind sie aber trotz zahlreicher Opfer nicht zu Willen, so werden sie nicht mehr gepriesen, sondern „ausgezannt“. Endlich können die „Herren“, wie die amadhlozi gewöhnlich genannt werden, gleich den Sterblichen verzaubert und beherzt, oder wie der technische Ausdruck heißt, „schwarz gemacht werden“, und es erfordert dann einen langwierigen Prozeß, bis sie wieder „weiß werden“.

Das Priesterium ist geteilt. Die Opferpriester sind die Kraalhäupter und der König, wie bereits gesagt. Die Priester und Priesterinnen hingegen, denen das Prophetenamt obliegt, die also dem „Laienvolk“ die Aussprüche und den Willen der amadhlozi verdolmetschen und verkünden, bilden eine eigene, nicht erbliche Klasse; sie werden mit dem allgemeinen Namen abangoma bezeichnet, der sich ganz mit dem biblischen Sinn von „Prophet“ deckt; nur ist eben im einen Fall Gott die inspirierende Quelle, und im andern dem heidnischen Glauben gemäß die amadhlozi.

Außer diesem amadhlozi-Überglauben huldigt der Zuluheide noch einer Unzahl von abergläubischen Einbildungen, die teils mit den amadhlozi zusammenhängen, teils nicht. Doch davon haben wir hier nicht zu handeln.

Was für uns von Wichtigkeit ist, ist die Tatsache, daß beides, die überlieferungsgemäße Kenntnis des wahren Gottes und das amadhlozi-Heidentum miteinander nebeneinander bestehen, wenn auch dieses Heidentum die wahre Gotteskenntnis in die Ecke gedrängt hat. Nach einem jahrtausende langen Fortwuchern des Heidentums ist es daher auch gar nicht zu verwundern, wenn nicht jeder einzelne zulusprechende Eingeborene die Überlieferung über den wahren Gott gleich gut kennt. Zudem scheint manches dafür zu sprechen, daß es hierin bei den Zulus ähnlich bestellt war wie bei den Masai Ostafrikas. Von diesen hat Merker („Die Masai“, Berlin, 1910) nachgewiesen, daß nur ein gewisser Stamm die Gut und Pflege der Tradition über die Gotteslehre unter sich hat, sodaß man unwillkürlich an die Leviten des alten Bundes erinnert wird. Worüber man sich aber ehrlich wundern muß, ist das, daß die zulusprechenden Völker trotz des Wustes von Überglauben noch soviel vom wahren Gott wissen, als sie wollen.

Hören wir nun einige
Aussagen der Eingeborenen über
uNkulunkulu.

Die Legende vom Chamäleon als göttlichen Boten ursprünglicher Unsterblichkeit des Menschen und vom Salamander als göttlichen Boten späterer Sterblichkeit beginnt in einer ihrer Fassungen mit den Worten: „Am Anfang schuf uNkulunkulu Himmel und Erde“,

also mit den ersten Worten der Bibel. Man kann natürlich behaupten, daß dieser Wortlaut sich auf christlichen Einfluß zurückführe, doch behaupten heißt nicht beweisen. Aber angenommen, es sei nicht der überlieferte Originalwortlaut, so ändert das nichts an der Tatsache, daß die angestammte Tradition übereinstimmend den uNkulunkulu als denjenigen bezeichnet, der den Himmel und die Erde schuf (dala) oder machte (enza) oder formte, bildete (bumba) oder hervorbrachte (veza). Dala deckt sich vollständig mit unserem „erschaffen“. Der Missionar, der sonst seinen Katechumenten gar vieles Neue zu sagen hat, sagt ihnen nichts Neues, wenn er dala definiert als „etwas machen, ohne daß zuvor etwas dagewesen wäre, aus dem es gemacht würde“, sie wußten es von Vater und Mutter, denen es ihre Eltern und Voreltern gesagt, lange ehe es ihnen auch der umfundi (Missionar) sagte.

Die „Älten“ sagen: „uNkulunkulu hat alles gemacht“. „uNkulunkulu hat alles hervorgebracht, auch das Rind, alles, auch die Tiere des Feldes.“ „uNkulunkulu ließ am Anfang die Erde wachsen und dann ließ er die Berge wachsen, das Wasser, die Hirse, das Gähre, das Rind und Alles.“ Ähnliche Aussagen über die Schöpferfähigkeit des Allergroßten Himmelsgottes ließen sich häufen.

(Fortsetzung folgt.)

Südafrikanische Briefe.

Von Br. Otto, R. M. M.

II.

Um einen Einblick in unsern Missionsbetrieb zu erhalten, braucht man bloß das Studium der Kleiderfrage etwas enger und schärfer durchzuführen.

Es ist keineswegs für die christliche Lebensführung gleichgültig, ob die Gläubigen einer Gegend wohlgekleidet sind oder nicht. Hier stellt das Christentum eben bestimmtere Forderungen, als das laie oder Neuheidentum.

Den Gebrauch von Kleidern bei einem barbarischen Volke als Sitte einzubürgern, ist kaum eine Sache, die sich im Handumdrehen erledigen läßt. Der praktische Zweck des Kleides ist in einem warmen Lande nicht allzu überzeugend und wird entkräftigt durch die Einwände, daß diese Sitte eine bis jetzt unbekannte Last sei, mehr Arbeit erheische und, da nun einmal das Geld da ist, auch Geld koste.

Um hier durchzukommen, blieb nur übrig die Kaiserkinder in die Schule zu nehmen und sie natürlich auf eigene Kosten zu nähren und kleiden. Heute ist das für den Bezirk Mariannhill nicht mehr nötig. Die Mariannhiller Kinder kommen um 8 Uhr in die Tagesschulen und gehen um 3 Uhr wieder heim.

Leise, wie das organische Wachsen einer Pflanze, bilden sich hier Gewohnheiten aus. Eine solche neue Gewohnheit ist der Schulgang.

Vor dem Schulgang ist manches zu besorgen; man hat sich ordentlich anzukleiden; dann muß das Gähnen mit Speise gefüllt werden; denn das Mittagessen ist von zu Hause mitzubringen.

Das Zuluskind bekommt so recht frühzeitig ein entsprechendes Bündel von Pflichten zu tragen; es gewöhnt sich an, auch an den kommenden Tag zu denken und das kann nur heilsam wirken. Es lernt selbsttätig zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte sein; eine

Forderung, welche der Altkasser so schlecht zu erfüllen vermag.

Aus diesem Mangel rangiert der Alt-Kasser hinter dem indischen Kuli. Das Kulturelement, zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte zu sein, besitzt der Kasser nur in schwachen Ansätzen, aber jede Steigerung eines Elementes ist Kulturfortschritt.

England kennt keinen Schulzwang und so kann man bloß mit moralischen Gründen auf die Eltern einwirken, damit sie ihre Kinder zur Schule schicken. Der Besuch der drei Mariannhiller Tageschulen ist hinreichend gut. Auf der Farm Mariannhill wohnen rund 280 Familien und ebenso viele Kinder möchten die Tageschulen besuchen; es sendet also jede Familie jährlich wenigstens ein Kind zur Schule.

Würde einmal in einer deutschen Landgegend der Schulzwang aufgehoben werden und würden dann die Kinder gezählt, die in der Schule sind — das Resultat wäre etwas verblüffend.

Wie man sieht, stehen die christlichen Mariannhiller Kasser jedenfalls kulturell auf einer höheren Stufe, als ihre etwa eine Stunde entfernten Stammesgenossen an der Location. Nun glaube doch niemand, diese Mariannhiller Kasser wären aus eigener Initiative auf diese Höhe gestiegen.

Vor beiläufig 33 Jahren zog ein kleiner Trupp deutscher Handwerker, Landwirte nach London, um sich nach Südafrika einzuschiffen. Sie wollten in Mariannhill eintreten. Unter ihnen befand sich auch ein Weber aus der Taubergegend. Die Reisenden nahmen in London ihre Herberge im deutschen katholischen Gesellenhause. Der Kellner, wohl ein Deutscher, fragte sie über ihr Ziel und ihre Absichten aus. Als sie sagten, sie wollten nach Südafrika, um dort an der Befehrung der Kasser mitzuarbeiten, so erregte diese Antwort nur Lachen. Der Wirth hatte in seiner Art Recht. Es bestand auch, realistisch gesehen, keinerlei Aussicht, wie schlechte deutsche Handwerker irgendwelche Einwirkung auf die Eingeborenen von Südafrika ausüben könnten. Doch die Zeit hat auch jenen Handwerkern Recht gegeben.

Jener Weber aus der Taubergegend hatte stark auf die Kassenbevölkerung am Umhlatuzane eingewirkt und ihr gezeigt — handgreiflich — wie man die Hosen anzieht. In Mariannhill eingetreten, bekam er die Aufsicht über die Schüler der Kostschule und hatte so für die Kleidung zu sorgen.

Wie viele Rügen, Ermahnungen, Strafen mögen in diesen 33 Jahren erteilt worden sein und wie viel Ärger und Verdrießlichkeiten mochte der Bruder in diesen 33 Jahren hinabgeschluckt haben!

Ohne treibenden Motor, keinen Fortschritt!

An der Mariannhiller Knaben Kostschule besteht für die unteren Klassen ein Nähkurs. Ein Bruder lehrt die Kassenknaben Knöpfe annähen, Hosen und Kittel flicken, einen Schurz anfertigen, Sacktücher säumen aus dem Grunde, daß der Junge später einmal seine Kleider selbst in Stand zu halten verstehe.

Dies war ja ein besonders springender Punkt in der Bekleidungsfrage. Kaufte sich der Kasser ein Kleid und wurde dasselbe schadhaft, so war niemand da, der dasselbe flickte. Man lief in zerrissenen Kleidern herum und wartete, bis die Mittel zu einer Neuanschaffung sich fanden.

Der Bruder, der sich dieser Mühe, Kassenknaben das Nähen anzulernen, unterzieht, wirkt civilisatorischer, als wenn er Herrenkleider machen würde.

Wenn man bestrebt war, den Knaben das Nähen beizubringen, in höherem Grade ward man das bei den Mädchen.

Wie weit das gelungen ist, dürfte sich aus der Verbreitung der Nähmaschine erschließen lassen.

Die Nähmaschine ist ein brauchbarer Gradmesser, nicht gerade für vorhandene Tugenden, sondern für den vorhandenen guten Willen, welcher dem Bestreben der Mission entgegen gebracht wird.

In der Umgebung von Mariannhill ist es beinahe zur Sitte geworden, daß sich jedes christliche Mädchen einen Koffer anschafft und wenn es sich verheiratet, noch eine Nähmaschine erwirbt.

So findet man um Mariannhill beiläufig 150 Nähmaschinen und drei Näherinnen, welche für Kundschafft arbeiten. Im nächsten Missionsdistrikt Einsiedeln fanden sich gegen 20 Nähmaschinen.

Im Missionsbezirk Ezenstochau gibt es gegen 100 Nähmaschinen und der selbständigen Näherinnen sind es etwa zwei Duzend.

Bei Lourdes gibt es 7—8 selbständige Näherinnen. Um St. Michael verstehen sich etwa 60 auf das Nähen und ungefähr die Hälfte besitzt Nähmaschinen.

In Mariathal sind 8 selbständige Näherinnen und 12—15 Nähmaschinen, in Himmelberg 2 Näherinnen und 2 Nähmaschinen, in Detting 12 Näherinnen und 12 Nähmaschinen.

Die selbständigen Näherinnen, die für Kundschafft arbeiten, treten landeinwärts stärker auf, als in Mariannhill, wahrscheinlich, weil landeinwärts die Fertigkeit zum Nähen weniger allgemein ist.

Die Nähmaschinen kommen natürlich alle von Durban, aus den dortigen Lagern ausländischer Fabriken.

Bei uns heißt der Spruch: Bete und arbeite und die Verbreitung der Nähmaschine bezeugt, daß wir die Leute nicht bloß beten lehren, sondern auch zum Arbeiten anhalten.

Man bedenke, wenn sich ein Mädchen durch Arbeiten das Geld zusammenspart, um sich eine Nähmaschine anzuschaffen, so ist doch für diese Zeit der gute Wille vorhanden, die in der Schule gehörten Lehren zu befolgen. Guter Wille ist aber immer anzuerkennen, wie geschickt oder ungeschickt die spätere Realisierung auch ausfallen mag. Die Qualität der zukünftigen hiesigen Christen hängt aber, neben anderen Bedingungen, in hohem Grade von der Erziehung ab, welche die Kinder nun zu Hause von ihren Eltern empfangen — und kommt da nicht der Hausfrau der größere Anteil zu?

Gedankenpäne.

O flüchtige Dauer aller Menschen und Dinge, oft mehr begehrt, als Gottes Gnade selbst! Wer seine Hoffnung in die Lüfte baut, auf ihren Hülfsblick, — dessen Leben gleicht dem trunkenen Matrosen auf dem Mast: bei jeder Schwankung ist er in Gefahr, hinabzustürzen in der Tiefe Schoß.

Wer meine Börse stiehlt, raubt mir Tand, doch wer den guten Namen mir entwendet, der nimmt mir etwas, was ihn nicht reicher macht, mich aber bettelarm.

Man schäht den Staub, ein wenig übergoldet, weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.

Leicht tritt der Fuß ein kleinse Feuer aus, das, so man's duldet, nicht Ströme löscht. Verirrte Seelen stoß nicht weg; nur Milde gewinnt sie wieder.

Shakespeare.